

Björn Kern

Kein Vater, kein Land

Secession

Ein Zitat aus Cormac McCarthys düsterer Endzeit-Parabel *Die Straße* gibt die Tonlage vor, die in *Kein Vater, kein Land* vorherrscht. Die ist bestimmt von Einsamkeit, Tod, Verwesung, Kälte, Flucht, Umweltzerstörung und Gewalt.

Lee und sein fünfjähriges Kind (das namenlos bleibt) durchstreifen eine offensichtlich von Industriegiften verseuchte Fluss- und Auenlandschaft. Sie sind auf der Such nach Lees Vater und der Kindsmutter Marjuscha. Die hat Lee verlassen – oder war es umgekehrt?

Marjuscha war es, die Lee, da war er erst fünfzehn Jahre alt, während einer Jugendfreizeit gezeigt hat, wie das geht: Liebe machen. Ins Haus der Eltern durfte sie nicht kommen, ins Försterhaus, in dem die alkoholranke Mutter Lees ihrem Tod entgegendämmert und der Vater seine Zeit mit dem Abschlichten von Haus- und Wildtieren verbringt, von denen er glaubt, sie seien alle von der ansteckenden Blaukrankheit befallen.

Als Lee und das Kind das Haus des Vaters erreichen, ist es verlassen. Im Bauwagen vor dem Haus nehmen die beiden für kurze Zeit Quartier. Es ist Winter, das Thermometer zeigt zehn Grad unter Null, der Fluss friert in der eisigen Kälte zu, ein einsam fahrender Eisbrecher versucht, eine Fahrrinne offen zu halten.

Ein von Lee angeschossenes Reh versucht zu fliehen und friert in Sekundenschnelle im Eis des Flusses ein. In einer waghalsigen Bergungsaktion ‚befreit‘ er das Tier, um mit Wildbret die kärglichen Mahlzeiten (Toastbrot, Milch) zu ergänzen. Doch beim Braten verkohlt das Fleisch.

Vom urplötzlich auftauchenden Nachbarn des Försters erfährt Lee, dass der Vater schon seit einiger Zeit flussabwärts verschwunden (geflohen?) ist. Auch von Krystof, der ständig betrunken mit seinem Pick-up unterwegs ist, immer umgeben von dröhnender Technomusik, erfährt er nichts über den Verbleib des Vaters. Hat Marjuscha ihn vielleicht mit Krystof betrogen?

Schließlich findet er den Vater in einer verlassen stehenden Hütte weit im Osten. Dass der kurze Zeit später mit dem Kind spurlos verschwindet (das Lee jedoch nach drei Tagen wie tot im Schilf wiederfindet), dass er von einer Grenzpolizistin erfährt, dass der Vater inzwischen in eine psychiatrische Klinik gebracht worden ist und dass sie (Marjuscha?) offensichtlich zu Tode gekommen ist, kann Lee nicht davon abhalten (entgegen dem ausdrücklichen Ratschlag der Polizistin), endlich auf ‚die andere Seite‘ gelangen zu wollen, wo vielleicht so etwas wie Zukunft und Sicherheit für die Suchenden wartet. – Am Ende des Romans heißt es: „Tief im Osten glomm ein Lichtschimmer auf. Lee zeigte dem Kind das Farbenspiel in der Ferne. [...] Wind wehte keiner. Es war jetzt ganz still.“ (S. 143)

Björn Kern hat einen verstörend eindringlichen Roman vorgelegt. Grandios sind seine präzisen Beschreibungen der eiskalten Ödnis der verseuchten Landschaft, in der Menschen eher wie zufällig auftretende Fremdkörper wirken.

„Die Dämmerung senkte sich auf die Auen wie ein feinmaschiges Netz, erschwerte Lee das Entkommen, band ihn zusammen mit farblosen Ufersträuchern und dem Auswurf vertrocknender Kröten. Schatten sprangen hinter den Weiden hervor, zu kraftlos, ihn zu erschrecken, er hörte den Sand unter den Sohlen, er hörte die Eulenvögel, die klangen, als würden sie aus tothölzernen Astgabeln kippen, ein viel zu warmer Wind strich ungebremst durch die Nacht und die Weite [...] Die Luft, die von den Ufern herbeiwehte, durch wankende Rohrkolben und ausgemergelte Sümpfe, hatte eine weichere, sanftere Note bekommen. Noch immer aber trieben inmitten der Lachen zuckende Kitzel, deren Kämpfe, deren Leben unentschieden waren, blauzüngige Jungtiere, mutterlos, die ihre Väter niemals gekannt hatten, hier starben die Kinder vor ihren Vätern, die als Väter niemals gelebt hatten.“
(S. 131)

Kein Vater, kein Land ist sicherlich kein Wohlfühlbuch und deshalb wohl auch kaum massentauglich, in jedem Fall aber ganz gewiss großartige Literatur.

ISBN 978-3-96639-041-5

SUPPORT YOUR LOCAL BOOKSHOP

© Peter Cremer / Oktober 2021